



«Mit Ehrgeiz kann man viel erreichen»: Immobilienbewirtschafter Gajic.

## Die ungeliebten «Jugos»

Die Schweiz und die Jugoslawen: Das ist auch nach mehr als zwanzig Jahren Masseneinwanderung keine Liebesbeziehung. Warum nicht? Von Lucien Scherrer (Text) und Nathalie Bissig (Bilder)

Unterkriegen lassen hat sich Stanislav Gajic nie. Dass er im Gegensatz zu seinen Schweizer Kollegen 120 Bewerbungen verschicken musste, bis er eine Lehrstelle fand, war ihm egal. Und er hat sich daran gewöhnt, dass er im Streit auch mal «Scheiss-Jugo» genannt wird, obwohl er seit mehr als zehn Jahren den Schweizer Pass besitzt. «Hier bin ich zu Hause», sagt der 25-Jährige, und mit «hier» meint er die Schweiz, das Land, in das seine Familie 1989 kurz vor Ausbruch des Jugoslawienkrieges auswanderte.

Heute hat «Stani» einen Job als Immobilienbewirtschafter und lebt mit seiner Familie in einem Einfamilienhaus in Schlieren. Im Haus herrscht plüschige Gemütlichkeit, draussen bauen die Gajics eine Garage für ihre Autos. «Wenn man ehrgeizig ist, kann man viel erreichen», sagt der gebürtige Serbe aus Bosnien. «Auch wenn die Medien immer wieder berichten, dass wir alle kriminell sind.»

306 658 Menschen aus Ex-Jugoslawien lebten 2011 in der Schweiz, mehr als Italiener (290 000) und Deutsche (276 000). 103 000 stammen aus Serbien, 72 000 aus dem Kosovo, 61 000 aus Mazedonien, je 33 000 aus Kroatien und Bosnien, 2700 aus Slowenien und 1800 aus Montenegro. Stanislav Gajic ist einer von 120 000 Ex-Jugoslawen, die seit 1990 eingebürgert wurden.

Es wäre jedoch auch zwanzig Jahre nach dem Zusammenbruch des jugoslawischen Vielvölkerstaates vermessen, von einer schweizerisch-jugoslawischen Liebesbeziehung zu reden. Ex-Jugoslawen heissen hierzulande immer noch «Jugos», egal ob sie Kroaten, Serben, Muslime oder Eingebürgerte sind. Und geliebt werden sie nicht wirklich. Beispiele gibt es genug: eine SVP-Ortspartei, die mit dem Spruch «Dreck-Jugos» um Stimmen wirbt; ein Jodler-*Chörli*, das vor laufender Kamera über das «gottverdammte Jugo-Pack»

herzieht; Ex-Jugoslawen, die bei der Wohnungs- und Jobsuche benachteiligt werden. Der Jugo gilt immer noch als Angeber in Trainerhosen, der gerne Leute anpöbelt und mit seinem von der Sozialhilfe bezahlten BMW durch Begegnungszonen brettert.

«In zehn Jahren wird «Jugo» kein Schimpfwort mehr sein», sagt Ivica Petrusic, «davon bin ich überzeugt.» Der 35-Jährige sitzt in einem Café am Zürcher Idaplatz und raucht eine Zigarette. Petrusic ist Aargauer SP-Grossrat, Jugendbeauftragter des Kantons Zürich und Galionsfigur des Vereins Secondos Plus, der für Migranten das Stimmrecht einführen will. Obwohl er den Rechten zu weit links steht, gilt er auch dort als Inbegriff des guten Jugo: Er spricht mit breitem Aargauer Dialekt und kennt Kultur und Geschichte der Schweiz besser als die meisten Ur-Eidgenossen. Aufgewachsen als Kind kroatischer Eltern in einem bosnischen Bergdorf, flüchtete er 1991 in die Schweiz, nach Aarau.

Seine Zuversicht begründet Petrusic damit, dass die Italiener zuerst auch untendurch mussten, als sie in die Schweiz kamen. Tatsächlich galten die «Tschinggen» in den sechziger Jahren als Katzenfresser und finstere Gesellen, die nur darauf warteten, über die Schweizerinnen herzufallen. 1965 antworteten über neunzig Prozent der Befragten in einer Studie, dass die italienische Kultur nicht in die Schweiz passe, und fast hundert Prozent wollten keinen Italiener als Schwiegersohn. Dreissig Jahre später war es genau umgekehrt. «Mit den Jugoslawen wird das nicht anders sein», sagt Petrusic, «die Slowenen und Kroaten fallen ja bereits heute nicht mehr auf.»

### Vom guten zum bösen Ausländer

Als die Italiener noch ein Paria-Dasein fristeten, war «Jugo» kein Schimpfwort, sondern Synonym für «guter Ausländer»: Die ersten Jugoslawen, die in den sechziger Jahren in die Schweiz kamen, waren Fachleute, Zahnärzte und Ingenieure, die keine Probleme hatten, sich in der neuen Heimat zurechtzufinden. Auch die Saisoniers, die in den achtziger Jahren auf dem Bau oder im Gastgewerbe arbeiteten, waren wohlgehten.

Erst mit der Aufhebung des Saisonierstatus (1991), dem Bosnien- und Kroatien-Krieg (1991 bis 1995) und dem Kosovo-Krieg (1999) änderte sich das: Flüchtlinge strömten zu Zehntausenden ins Land, Arbeiter zogen ihre Familien nach, und die sogenannten Jugos machten als Einbrecher, Schläger und Drogenhändler von sich reden. Besonders die Einwanderung von ethnischen Albanern aus dem archaischen Süden zementierte das Bild vom schlecht integrierten «Balkanesen», der zudem noch Allah anbetete. Wie bei den Italienern gibt es bei den Ex-Jugoslawen ein Nord-Süd-Gefälle: Jene aus dem katholischen Norden integrieren sich tendenziell schneller als jene aus dem muslimi-



«Knallhart den Tarif durchgeben»: Konfliktmanagerin Garibovic.

schen Süden. Die Kosovaren gelten als neue Sizilianer: in Clan-Strukturen verhaftet, misstrauisch gegenüber dem Staat.

Anders als die Italiener können die Ex-Jugoslawen nicht darauf zählen, dass man sie wegen ihrer Kochkünste eines Tages ins Herz schliessen wird. Denn die Balkan-Küche – ein Mix aus österreichischem, ungarischem, türkischem und mediterranem Essen – hat in der Schweiz etwa den gleichen Stellenwert wie die chinesische Autoindustrie.

## Die kroatischen Cevapcici sind im Vergleich zu Pizza und Pasta ein Flop.

Auch das bekannteste Gericht, die kroatischen Cevapcici, ist im Vergleich zu Pizza und Pasta ein Flop. Coop führt über fünfzig Artikel aus Südosteuropa im Sortiment, darunter die Göral-Kürbiskerne und das Jelen-Bier. Gekauft werden diese Produkte laut Pressesprecherin Sabine Vulic «praktisch ausschliesslich von Ex-Jugoslawen». Selbst der ach so weltoffenen linken Schickeria ist es bisher nicht in den Sinn gekommen, den Balkan kulinarisch zu erschliessen: Sie schlürft Latte macchiato und Espresso – wie Frank A. Meyer in seiner

Kolumne «Auf einen Espresso» (obwohl er mit Slibowitz wohl auf kühnere Gedanken käme).

Dass sich auch heute kaum jemand einen Schwiegersohn aus dem Balkan wünscht, hängt mit den Kriminalitätsstatistiken zusammen. Ex-Jugoslawen stehen häufiger wegen Raub, Schlägereien, Raser-Exzessen und Drohung vor Gericht. Jugendliche aus Balkanstaaten gaben 2009 in einer Studie des Kriminologen Martin Killias mehr als doppelt so viele Gewaltdelikte zu wie gleichaltrige Schweizer.

Dass die Gewalt im öffentlichen Raum in den letzten Jahren zugenommen hat, geht zum Teil auf das Konto von Jugendlichen aus dem Balkan. Besonders auffällig sind junge Kosovaren, wie das Bundesamt für Migration (BfM) in einem Bericht schreibt. Die Verantwortung dafür schiebt es allerdings der Gesellschaft zu: «Das Gefühl, nicht willkommen zu sein, kann in Frustrationen münden, die sehr unschön sind.» Während die Täter so zu Opfern gemacht werden, macht der Stammtisch die Gesamtheit der Jugos zu Tätern.

«Typisch Jugol!», hallte es durchs Land, als zwei notorisch gewalttätige Kosovaren dem Schwinger Kari Zingrich in Interlaken die Kehle aufschlitzten. Oder als der mehrfach verurteilte «Balkan-Raser» Amir B. am Fernsehen damit prahlte, dass er mit seinem Golf GTI

lieber einen Unfall baue als ein Rennen verliere. «Über solche Typen rege ich mich auch auf», sagt Ivica Petrusic, «aber es geht doch nicht, dass die grosse Mehrheit der Anständigen für diese Taten büssen muss.»

## Kleine Könige im «Streichelzoo»

Sefika Garibovic ist in der Region Sandschak im heutigen Serbien aufgewachsen; seit zwanzig Jahren lebt sie in der Schweiz. Als Konfliktmanagerin, Therapeutin und Expertin für Nacherziehung hat sie täglich mit jener Minderheit zu tun, die unangenehm auffällt. Auf die Frage, wie sie die Integration von Ex-Jugoslawen beurteile, antwortet sie knapp: «Unbefriedigend.» Sorgen bereiten der Mediatorin die vielen Jugendlichen, die in der Schule versagen, Lehrer und Mitschüler terrorisieren und schliesslich in die Kriminalität abdriften. «Unsere Schulen waren nicht vorbereitet auf diese Leute. Und jetzt zahlen wir den Preis dafür.»

Haarsträubende Beispiele hat Garibovic genug auf Lager. Etwa einen Kosovo-Albaner aus dem Limmattal, der in neun Monaten aus sechs Schulen geschmissen wurde. Ein kleiner König in Armani-Jacke, der seine Mutter herumkommandierte und Lehrerinnen als «Fotzen» beschimpfte. Weder Eltern noch Lehrer setzten ihm Grenzen: Zu Hause wurde er verwöhnt, in der Schule versuchte man, ihm gut zuzureden.

Für die Nacherzieherin ist das kein Einzelfall, sondern ein typisches Beispiel dafür, was die Schulen heute mit ihren Abklärungen, Time-outs auf Bauernhöfen und anderen gutgemeinten Erziehungsmassnahmen anrichten – gerade bei Migrantenkindern. «Gspürschmi-Pädagogik» nennt sie das, «Margritli-Seich» und «Streichelzoo». «Glauben Sie, die Jugos nehmen das ernst, wenn sie von irgendeiner Tante in Crocs-Schuhen therapiert werden?», ruft sie aus. Bei denen helfe keine Therapie, da müsse man knallhart den Tarif durchgeben – «dann fressen sie einem wie junge Hunde aus der Hand». Garibovics Botschaft ist klar: «Solche Kinder brauchen Vorbilder und Hierarchien, sonst scheitern sie.»

Während Jugendliche in ihren Ursprungsländern einer rigiden sozialen Kontrolle ausgesetzt sind, treffen sie in der Schweiz auf individuelle Freiheiten, flache Hierarchien, Lehrer, die reden statt dreinschlagen. Viele sind damit überfordert und versuchen, sich mit Gewalt Anerkennung zu verschaffen.

Dass Kinder und Jugendliche aus Ex-Jugoslawien nicht per se schwieriger oder gewalttätiger sind, zeigt eine Untersuchung von Martin Killias, der die Delinquenz von Schülern in der Schweiz und in Bosnien-Herzegowina miteinander verglich. Von einer «importierten Gewaltkultur» könne keine Rede sein, schreibt der Professor; die erhöhte Gewaltrate sei vielmehr auf Integrationsprobleme zurückzuführen. >>>

## Loblied auf den Jugoslawen

Die Zuwanderung aus dem Balkan bringt die Schweiz auf den Boden der Realität zurück. *Von Alex Baur*



*Leistung zählt:* Nationalspieler Shaqiri.

Enzo Capello stammt aus Sizilien, er lebt und arbeitet seit dreissig Jahren in der Schweiz, als Chauffeur. Trotzdem gehört «Nein» zu den wenigen deutschen Wörtern, die er in den Mund nimmt. Schliesslich, so sagt er gerne, sei Italienisch hierzulande eine Landessprache. Zeitlebens fuhr Capello einen Fiat, den er prinzipiell nur mit Agip betankte, Café crème ist nach seinem Geschmack ungeniessbar, und für den Schweizer Fussball empfindet er höchstens Mitleid. Capello ist damit ein typischer italienischer Immigrant seiner Generation.

Kaum eine Gruppe von Einwanderern hat sich so wenig angepasst wie die Italiener. Seltsamerweise sind sie trotzdem unsere Lieblinge. Dem Italo verzeihen wir alles. Er ist gleichsam das Gegenstück zum Jugo. Und das ist ungerecht. Vor allem die Slawen unter ihnen haben sich integriert wie kaum eine andere Einwanderergruppe. Die meisten lernen nicht nur schnell Deutsch, sondern auch gleich noch den lokalen Dialekt. In der Regel geben sie sich alle Mühe, nicht aufzufallen. Und wenn sie ihre Herkunft zelebrieren, dann tun sie das diskret im privaten Rahmen.

Gewiss, auch die Italiener hatten es anfänglich nicht leicht. Der «Tschingg» war bis in die 1980er Jahre das, was der «Jugo» heute ist. Der Italo reagierte mit trotzigem Stolz. Die Ressentiments sind bis heute zu spüren. Nicht so der Jugo. Von ihm hört man kaum je Klagen über Diskriminierung, die es zweifellos gibt. Spricht man die Betroffenen darauf an, erntet man in der Regel ein Schulterzucken. Es scheint, als hätten sie sogar ein gewisses Verständnis dafür. Vielleicht hängt es

damit zusammen, dass gerade die Geschichte Jugoslawiens gezeigt hat, wie schwierig es ist, wenn verschiedene Völker mit unterschiedlichen Kulturen in einem Land leben; und was passieren kann, wenn man die Differenzen verdrängt, leugnet und unterdrückt.

Als Ende des letzten Jahrhunderts die grosse Migrationswelle aus dem Balkan einsetzte, stand die Political Correctness in ihrer Hochblüte. Die Jugoslawen in ihrer unkomplizierten und unverblühten Art boten ein heilsames Kontrastprogramm. Niemand hatte auf sie gewartet, sie mussten sich erst beweisen. Das war gut so. Das haben sie schnell begriffen, sie hätten es selber nicht anders gehalten. Der real existierende Sozialismus in ihrer Heimat hatte sie nachhaltig von sozialistischen Illusionen geheilt und mit einem gesunden Misstrauen gegenüber dem Staat geimpft.

### Man sollte ihnen sogar danken

Die notorisch hohen Kriminalitätsraten bei den Ex-Jugoslawen sind eine Tatsache ebenso wie ihr Hang, den Sozialstaat mit allen legalen und illegalen Tricks zu schröpfen. Vielleicht sollte man ihnen – und das ist ohne Zynismus gemeint – dafür sogar danken: Ihre bisweilen unverfrorenen Schlaumeiereien führen uns immer wieder die Schwächen und Widersprüche unseres Justiz- und Sozialsystems vor Augen. Eine Strafjustiz, die sich nicht mehr zu strafen traut, kann man nicht ernst nehmen. Wenn der Bezug von Sozialhilfe besser rentiert als Arbeit, dann liegt das Problem im Angebot und nicht bei jenen, die es nutzen. Wenn bürokratische Gesetze und Regeln das Gewerbe behindern, dann wird halt schwarzgearbeitet. Und selbst der berühmte Balkan-Raser erinnert uns insgeheim daran, dass wir keine kastrierten Schafe sind, die sich jede Art von obrigkeitlicher Dressur gefallen lassen.

Der positive Beitrag der Ex-Jugoslawen lässt sich am Fussball illustrieren. Bisweilen stellen die Secondos aus dem Balkan die Hälfte der Nationalelf. Diese Jungs brauchen keine Quoten, sie überzeugen durch Leistung. Ihre Tugenden – etwa das abgebrühte Selbstvertrauen eines Admir Mehmedi oder die sympathische Schlitzohrigkeit eines Xherdan Shaqiri – gelten als nicht eben typisch schweizerisch. Es schadet nicht, wenn wir uns ein Stück davon abschneiden und zu eigen machen.

Das Image der Ex-Jugoslawen leidet auch darunter, dass überdurchschnittlich viele am Tropf des Sozialstaates hängen. 2010 bezogen rund 24 000 Sozialhilfe. Zum Vergleich: Aus Italien stammten 8800, aus Deutschland gerade mal 3600 Bezüger. Ein ähnliches Bild zeigt sich bei der Invalidenversicherung (IV). Ex-Jugoslawen weisen zusammen mit türkischen Staatsangehörigen die höchste Invaliditätsrate auf. Laut einer Statistik des Bundesamtes für Sozialversicherungen ist die Quote dreimal höher als bei Schweizern.

Die offizielle Erklärung dafür ist, dass Menschen aus dem Balkan eben härtere Arbeiten verrichten würden. Doch das ist nur die halbe Wahrheit: Die IV-Quote liegt bei Ex-Jugoslawen bereits in der Altersgruppe der 30- bis 39-Jährigen deutlich über dem Durchschnitt. Rund 75 Prozent der Renten für Ex-Jugoslawen werden zudem mit seelischen und körperlichen Schmerzen begründet, die sich nicht überprüfen lassen (*Weltwoche* Nr. 51/52/11). Das BfM erklärt das mit Kriegstraumata und «belastenden Migrationserfahrungen». Selbst Psychotherapeuten nehmen das nicht ganz ernst – und spotten hinter vorgehaltener Hand über «balkanische Leiden».

### Wie IV-Dynastien entstehen

Die hohe IV- und Sozialquote ist auch mit dem ambivalenten Verhältnis vieler Migranten aus Ex-Jugoslawien zum Staat erklärbar: Wenn der Staat gibt, wird genommen. «Wenn diese Leute sehen, dass ihre Nachbarin mit einer IV-Rente gleich viel verdient wie sie mit Arbeit, dann weckt das ihr Interesse», sagt der Basler Integrationsexperte Thomas Kessler. Mit solchen Fehlanreizen seien manche Einwanderer «mental korrumpiert» worden, besonders in den neunziger Jahren. «Die Folgen spüren wir bis heute.» Denn viele Eltern geben das Modell, sich von Dritten finanzieren zu lassen, an ihre Kinder weiter. Durchbrochen werden könne dieser Teufelskreis nur durch «Aktivierungsprogramme» für die Eltern und eine konsequente Frühförderung des Nachwuchses, die bereits vor dem Kindergarten einsetzen müsse, sagt Kessler. «Bei den Migranten aus Ex-Jugoslawien liegt ein enormes Potenzial brach. Wenn wir das aktivieren können, lässt sich der Fachkräftemangel in der Schweiz entschärfen.» Sprich: Man wäre auf weniger Zuwanderung angewiesen.

Heute sieht es in Sachen Bildung noch nicht sehr rosig aus. Nur vier Prozent der Schüler aus Serbien, Montenegro und dem Kosovo schlossen 2007/08 mit der Matura ab, wie das BfM ermittelt hat. Bei den Schweizern waren es über zwanzig Prozent. Dagegen werden rund fünfzehn Prozent der Jungen und elf Prozent der Mädchen aus den genannten Staaten mit besonderen Lehrplänen beglückt oder in Sonderschulen abgeschoben. Das BfM schreibt zwar, dass das Bildungsniveau zunehme und «laut



«Slowenen und Kroaten fallen bereits nicht mehr auf»: Zürcher Jugendbeauftragter Petrusic.

Fachleuten in den nächsten Jahren weiter anwachsen» werde. Allerdings scheint es sich dabei eher um subjektive Eindrücke zu handeln, denn Zahlen, die das belegen würden, kann das Bundesamt auf Anfrage nicht liefern.

Der Fussballplatz ist für Balkan-Jugendliche aus sogenannten bildungsfernen Schichten oft der einzige Ort, wo sie brillieren können. Es waren gerade auch Fussballtalente aus dem Balkan, welche die Schweizer Nationalmannschaft vor dem Abstieg in die Bedeutungslosigkeit

---

### «Mittlerweile reden manche junge Schweizer gar schlechteres Deutsch als Ausländer.»

---

bewahrt haben – und jetzt als Beispiele für eine gelungene Integration gefeiert werden.

«Wir haben sehr viel von ihnen profitiert», sagt Daniel Ryser, der die U-17-Nationalmannschaft als Trainer zum Weltmeistertitel führte. Sieben von 21 U-17-Spielern stammten aus dem Balkan, darunter der gebürtige Bosnier Sead Hajrovic aus Birr AG. Dort gilt er als «Birrner Bub», der es geschafft hat. Für Gemeindeamman Markus Büttikofer ist Hajrovic kein Einzelfall: «Viele Ex-Jugoslawen haben sich in der Kultur und im Sport einen Namen gemacht.

Leider geht das oft vergessen.» Birr hat einen Ausländeranteil von fast fünfzig Prozent und gilt als Getto. Büttikofer verhehlt nicht, dass es auch Probleme mit Einwanderern aus dem Balkan gibt, etwa mit Jugendlichen, die es an Respekt mangeln liessen. Doch er sagt: «Wir haben Schweizer Früchtchen, die stehen denen in nichts nach.» Und mittlerweile würden manche junge Schweizer gar schlechteres Deutsch reden als Ausländer, nämlich diesen «komischen Dialekt».

Gemeint ist der Balkan-Slang oder das Jugo-Deutsch. Bereits vor über zehn Jahren entdeckten Sprachforscher das Phänomen, dass einheimische Jugendliche Dinge sagten wie: «Gömmmer Disco», oder: «Wotsch mi produziere?» In der Fachsprache ist für dieses Kauderwelsch, das die Sprechweise von Immigranten imitiert, der Begriff «ethnolektales Deutsch» kreiert worden. Typisch für Jugo-Deutsch ist, dass das «r» gerollt, die Laute im Gaumen geformt und die Lippen gespitzt werden. Häufig wird es mit grossspurigen Gesten untermalt.

Jugendliche reden so, um sich über den Immigrantenslang zu mokieren, aber auch, um krass zu wirken und sich dort anzupassen, wo sie in der Minderheit sind. Doch Jugo-Deutsch ist längst zum Mainstream geworden: Wenn Mike Müller in «Giacobbo/Müller» den Muz-

zafer aus «dems Kosovo» imitiert, klopft sich am Sonntagabend die halbe Bünzli- und Bildungsbürger-Schweiz auf die Schenkel. Und selbst bei «Donnschtig-Jass»-Moderator Roman Kilchsperger kann man bei genauem Hinhören ethnolektales Anleihen erkennen. Kein Wunder, ist Jugo-Deutsch bei der Jugend bereits wieder auf dem Rückzug: Laut einem Lehrer, der im Zürcher Kreis 5 unterrichtet, sind jetzt Nordafrikaner tonangebend.

### Neue Sündenböcke gesucht

Beliebter sind die Jugos durch den Slang nicht geworden – zementiert dieser doch das Bild vom aggressiven, tumben Proleten. Dieses Bild nervt viele Ex-Jugoslawen. Manche, besonders Jugendliche, hängen aus Trotz den hässlichen Jugo raus, spucken auf die «Scheiss-Schweizer» und schwärmen vom Kosovo, das sie bestenfalls aus den Ferien kennen. Andere versuchen, sich anzupassen, indem sie Schweizer Werte hochhalten und für eine harte Gangart gegenüber neuen Einwanderern plädieren.

Dass die Ausschaffungsinitiative auch von eingebürgerten Ex-Jugoslawen angenommen wurde, ist ein offenes Geheimnis. «Die Stammtischdiskussion ist unter Ausländern nicht anders», sagt Ivica Petrusic. Er hält beide Verhaltensmuster für falsch. Renitenten Jugendlichen müsse man klarmachen, dass sie hier zu Hause seien und es kein Zurück gebe. Die «Jugo-Superschweizer» dagegen sässen einem Irrglauben auf: «Sie denken, dass sie als bessere Ausländer gelten, wenn sie für die Ausschaffungsinitiative sind. Doch wenn sie zwei Wochen später eine Wohnung suchen, werden sie genauso benachteiligt wie zuvor.»

Dass daran etwas ist, musste auch Stanislav Gajic erfahren. Er engagierte sich bei der Jungen SVP, weil er sich über kriminelle Ausländer und Sozialhilfemissbrauch ärgerte. 2011 kandidierte er für das Schlieremer Gemeindeparlament. Er investierte viel Zeit und Geld für den Parteiwahlkampf, klebte Plakate und organisierte Sitzungen. Am Wahltag wurde sein Name jedoch derart oft gestrichen, dass er vom ersten auf den vierten Platz zurückfiel und die Wahl verpasste. «Es lag sicher auch an meinem Namen», sagt der Einwanderer. Er ist kein Einzelfall: Im letzten März kandidierte in Baden eine Frau namens Rada Gajic als Ersatzrichterin – und wurde trotz bester Qualifikationen nicht gewählt. Eine schallende Ohrfeige für ein kleines «ic».

Stanislav Gajic hat die Enttäuschung bis heute nicht ganz verwunden. Seine Parteiämter hat er abgegeben, die Lust, in der Politik mitzumachen, ist ihm vorläufig vergangen. Werden die Jugos in der Schweiz jemals völlig akzeptiert werden? Stanislav Gajic denkt lange nach. Dann sagt er: «Entweder muss eine neue Gruppe von Ausländern kommen, die uns als Sündenböcke ablöst. Oder die Ex-Jugoslawen, die negativ auffallen, fangen an, sich zu bessern.» ○